

Zeitschrift: Vox Romanica
Herausgeber: Collegium Romanicum Helvetiorum
Band: 24 (1965)

Artikel: Das Wertproblem in der Sprachwissenschaft
Autor: Hilty, Gerold
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-20651>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.05.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Wertproblem in der Sprachwissenschaft¹

Toni Reinhard zum Gedächtnis

Bevor wir die Frage nach Wert und Werturteil in der Sprachwissenschaft richtig stellen können, müssen wir uns über einen Gegensatz Klarheit verschaffen, den man seit F. de Saussure mit den Etiketten *langue* und *parole* versieht. Deutsch sagen wir *Sprache* und *Rede*. Was ist Sprache, was ist Rede? Die Antwort auf diese Frage möchte ich nicht mit langen theoretischen Erörterungen zu geben versuchen, sondern mit einem Bild. Wir bleiben dazu im Bereich der deutschen Sprache.

Stellen wir uns vor, es sei tiefe Nacht. Alle deutschsprachigen Menschen schlafen. Mehr noch: Auch alle Menschen, die Deutsch als Fremdsprache beherrschen, schlafen, und es gebe auch überhaupt keine deutsch geschriebenen Texte, keine deutschen Tonbandaufnahmen und Platten, nichts, worin die deutsche Sprache in gesprochener, gesungener und geschriebener Form Gestalt annähme. Und dennoch würde die deutsche Sprache bestehen, als Möglichkeit bestehen in all den Tausenden von Menschen, die nach ihrem Erwachen wieder deutsch sprechen oder schreiben können.

Das nun aber, was – in bezug auf das Deutsche – in unserem Gedankenexperiment trotz der tiefsten Nacht, trotz dem nirgends gebrochenen Schweigen gleichwohl existiert, das ist Sprache im Gegensatz zu Rede, das ist die deutsche Sprache im eigentlichen Sinne.

Damit ist dreierlei bereits angedeutet, das noch bewußt ausgesprochen werden muß:

1. Sprache gehört ausschließlich dem psychisch-geistigen Bereich an.
2. Sprache ist, von der Verwirklichung im gesprochenen oder geschriebenen Wort her gesehen, immer nur Möglichkeit. Sie gehört der Ebene des Potentiellen, des Virtuellen an.
3. Sprache erschöpft sich nicht in den Möglichkeiten, die in einem einzelnen Vertreter einer Sprachgemeinschaft schlummern. Sprache umfaßt alle Möglichkeiten, die in der Gesamtheit einer Sprachgemeinschaft vorhanden sind. Sprache ist die Zusammenfassung, die Vereinigung all dieser Möglichkeiten. Die Griechen bezeichneten die Zusammenstellung, die Vereinigung, die Zusammenfassung in ein Ganzes mit dem Wort *συστημα*. In diesem Sinne ist denn auch jede Sprache ein *System*.

¹ Die folgende Studie gibt den Text eines Vortrags wieder, den der Verfasser im Wintersemester 1964/65 im Rahmen einer Ringvorlesung über «Das Wertproblem in der Wissenschaft» an der Universität Zürich gehalten hat. Obwohl der Vortrag für ein breiteres Publikum bestimmt war, scheint seine Wiedergabe in einer Fachzeitschrift doch gerechtfertigt.

Nun mag freilich ein Punkt in unserem Gedankengang noch problematisch erscheinen. Wie, wenn sich verschiedene Möglichkeiten gegenseitig ausschließen? Was ist dann gültiger Bestandteil des Systems? Zweierlei ist möglich: Einmal, daß eine der sich widersprechenden Möglichkeiten verbindlichen Charakter besitzt und allein dem System angehört, wodurch zwangsläufig die andere oder die anderen ausgeschlossen werden. Eine zweite Lösung des Konflikts besteht aber auch: daß nämlich die verschiedenen Möglichkeiten sich gewissermaßen neutralisieren. Dann können alle dem System angehören, besitzen aber nicht obligatorischen Charakter, sondern sind fakultative Varianten. Das System trifft gewissermaßen keine Entscheidung und läßt den Konflikt in der Schwebe. Es überläßt die Wahl demjenigen, der das System in der Verwendung verwirklicht.

Wir müssen diese beiden Fälle noch eingehender betrachten, gerade im Hinblick auf das Wertproblem. Zuerst der Fall des Ausschlusses einer bestehenden Möglichkeit. Wir haben uns hier nicht eingehend mit den Grundlagen eines solchen Ausschlusses zu befassen. Immerhin sei angedeutet, daß die treibenden Kräfte sowohl vom Quantitativen als auch vom Qualitativen her in den Blick gebracht werden können, wobei sich beide Blickrichtungen nicht notwendigerweise ausschließen. Die Blickrichtung vom Quantitativen her meint Folgendes: Von zwei sich gegenseitig ausschließenden Möglichkeiten kann die eine unter all den Angehörigen einer Sprachgemeinschaft zahlenmäßig stärker vertreten sein. Der naive Betrachter erwartet in solchen Fällen einen Sieg dieser Möglichkeit, ganz unabhängig von allfälligen Mängeln, die ihr unter anderem Gesichtswinkel anhaften könnten. Und sehr häufig geht die genannte Erwartung in Erfüllung, denn groß ist die Macht der Konvention in der Sprache, einer Konvention, die weitgehend auf der Zahl beruht.

Nun kann aber, wie angedeutet, die Frage nach den Gründen des Ausschlusses einer Möglichkeit aus dem System der Sprache auch unter qualitativem^h Gesichtswinkel gestellt werden. Diese Perspektive muß ihren Brennpunkt im System selbst haben. Fügt sich eine Möglichkeit besser oder weniger gut ins Ganze des Systems? Das wäre hier die entscheidende Frage. Ihr Wesen erkannt zu haben, genügt in unserem Zusammenhang, denn wie bereits angetönt, haben wir hier nicht in erster Linie die Grundlagen des Ausschlusses einer Möglichkeit aus dem System einer Sprache zu bedenken. Was uns im Hinblick auf das Wertproblem beschäftigen muß, sind die Folgen eines solchen Ausschlusses, und da gilt der Satz: Wird eine aus dem System einer Sprache ausgeschlossene Möglichkeit verwirklicht, so entsteht ein sprachlicher Fehler.

Um diesen Satz in seiner Tragweite verstehen zu können, müssen wir vorerst bedenken, was hier mit dem 'Verwirklichen einer Möglichkeit' gemeint ist. Wir sind ausgegangen vom Gegensatz zwischen Sprache und Rede. Bisher haben wir nur zu verstehen versucht, was *Sprache* ist. Damit ist freilich das Verständnis von *Rede* entscheidend vorbereitet worden. Wir haben Sprache als ein umfassendes, allge-

meingültiges System von Möglichkeiten erkannt. Diese Möglichkeiten können von all jenen, die das System in größerem oder geringerem Umfang in sich tragen, zum Zwecke der Mitteilung oder der Äußerung verwendet werden. Diese Verwendung, die eine Verwirklichung, eine Aktualisierung des Systems im Hier und Jetzt jedes Gliedes einer Sprachgemeinschaft darstellt, nennen wir *Rede*. Die Verwirklichung des Systems kann in zwei grundsätzlich verschiedenen Formen geschehen, in gesprochener und in geschriebener Form, das heißt durch Bewegungen der Artikulationsorgane und die durch sie hervorgebrachten Schallwellen oder durch Bewegungen der Hand und die von dieser mit Hilfe von geeigneten Werkzeugen (Feder, Drucktypen usw.) bewirkte Gestaltung von angemessenem Material wie zum Beispiel Papier. Entwicklungsgeschichtlich gesehen steht selbstverständlich die gesprochene Verwirklichung der Sprache auf einer anderen Ebene als die geschriebene und geht dieser voraus. Sobald sich aber eine Schrifttradition herausgebildet hat, verfügen diejenigen, die sich diese Tradition aneignen, über zwei gleichwertige Möglichkeiten der Sprachverwirklichung, wobei die gesprochene Verwirklichung nicht mehr Voraussetzung für die geschriebene ist.

Damit ist der Gegensatz zwischen Sprache und Rede genügend bestimmt, und wir können festhalten:

Gehört Sprache ausschließlich dem psychisch-geistigen Bereich an, so ist zwar für Rede dieser Bereich als unbedingte Voraussetzung stets gegenwärtig, aber Rede verwirklicht sich zugleich notwendigerweise in den Bereichen des Physiologischen (Artikulationsorgane, Hand) und des Physischen (Schallwellen, Papier, Tinte, Druckerschwärze).

Ist Sprache ihrem Wesen nach potentiell, virtuell, so ist Rede ihrem Wesen nach effektiv, aktuell.

Ist Sprache die Verbindung aller einzelnen Möglichkeiten und damit allgemeinverbindlich, so ist Rede stets an Einzelmenschen gebunden. Sie ist individuell und auch partiell, partiell deshalb, weil kein Einzelmensch je das System in seiner Ganzheit verwirklichen wird, ganz abgesehen davon, daß die Rede, die im Gegensatz zur Sprache den Gesetzen von Raum und Zeit unterworfen ist, stets nur einen verschwindend kleinen Teil des Systems gleichzeitig verwirklichen kann.

Nun besitzen wir alle Voraussetzungen, um den bereits ausgesprochenen Satz voll zu verstehen: Wird eine aus dem System ausgeschlossene Möglichkeit verwirklicht, so entsteht ein sprachlicher Fehler.

Hier stellt sich nun mit aller Dringlichkeit das Wertproblem. Indem wir von Fehler sprechen, werten wir. Rede – nicht Sprache – ist falsch oder richtig. Wir kennen solches Werten seit der Primarschule. Die Lehrer aller Stufen vollziehen es mit dem Rotstift in der Hand. Woher beziehen sie aber das Maß für ihr Werten? In der Theorie müssen wir sagen: Es gibt nur ein Maß für das Bewerten der Rede als richtig oder falsch, das System der jeweiligen Sprache selbst. An ihm allein kann

die Rede gemessen werden. In der Praxis sieht dies so aus: Der Lehrer mißt an dem, was er selbst von der Sprache als festen und bewußten Besitz in sich trägt, und er greift darüber hinaus zu Hilfsmitteln, in denen möglichst viel vom betreffenden Sprachsystem festgehalten ist. Dies ist vor allem der Fall in Wörterbüchern und normativen Grammatiken, heißen sie nun 'Duden' oder tragen sie andere Namen. Daß dabei die Rechtschreibung eine beträchtliche Rolle spielt, ist für jeden verständlich, der die geschriebene Rede als selbständige und wesentliche Form der Verwirklichung von Sprache erkannt hat.

Wir haben bisher die bekannteste und vordergründigste Art des Werturteils in der Sprachwissenschaft in ihrem Wesen zu verstehen versucht. Dies war nur möglich auf Grund eines vertieften Eindringens in das Wesen der Sprache überhaupt. Dabei hat uns die Frage nach dem Ausschluß von Möglichkeiten aus dem System der Sprache zum Problem von richtiger und falscher Rede geführt. Im Widerstreit von verschiedenen sich widersprechenden Möglichkeiten steht aber neben dem Sieg der einen und dem Ausschluß der andern jener zweite Fall, wo der Widerstreit neutralisierend wirkt und der Konflikt in der Schwebe bleibt. Wir haben bereits angedeutet, daß sich in diesem Fall die Möglichkeit einer Wahl ergibt und die Entscheidung nicht auf der Ebene der Sprache, sondern erst im Übergang von der Sprache zur Rede fällt.

Jeder Sprachforscher weiß, daß wir es hier mit einer stilistischen Situation zu tun haben. Da die Möglichkeit einer legitimen Wahl besteht, kann das Ergebnis nicht in den Kategorien von richtig und falsch bewertet werden. Beide Verwirklichungen sind richtig. Und trotzdem können wir die beiden Möglichkeiten gegeneinander abwägen. Aber können wir bei solchem Abwägen auch einen Wertmaßstab anlegen? – Wir versuchen die Antwort auf diese Frage in der Behandlung eines Beispiels reifen zu lassen. Beispiele für Stilprobleme finden sich für jede Sprache in Lehrbüchern der Stilistik zusammengestellt. Wir greifen zu einem französischen, der *Méthode de Stylistique française* von E. Legrand². Da finden wir zum Beispiel ein Kapitel über die Konjunktionen. Es geht darin vor allem um die Frage, wie man unterordnende Konjunktionen unterdrücken könne. Warum denn? Hören wir als Antwort die Einleitungssätze des genannten Kapitels:

«Les conjonctions de subordination (**que, pendant que, depuis que, après que, avant que, pour que, afin que, parce que, puisque, quoique, bien que, lorsque, quand,** etc.) relient deux propositions en mettant l'une sous la dépendance de l'autre. Elles jouent dans le discours le rôle d'**agrafes**, parfois utiles ou même indispensables, toujours disgracieuses et pesantes, surtout en français.

Incapables soit de flatter l'oreille, soit de parler à l'imagination, elles se montrent, pour la couleur et l'harmonie du style, les dignes émules des pronoms relatifs. Reconnaissons-leur toutefois l'avantage de marquer fortement les rapports logiques des

² E. LEGRAND, *Méthode de Stylistique française à l'usage des élèves*. Paris 1933.

idées, mais tâtons-nous d'ajouter qu'on obtient le même résultat par d'autres procédés moins incommodes» (p. 171).

Ein Beispiel, das der Gruppe der Konjunktionen nach Aussageverben angehört (p. 232):

Cette petite fille me disait qu'elle trouvait son chien très joli, que son pelage était frisé et luisant.

Zweierlei wird an diesem Satz bemängelt. Einmal die Schwerfälligkeit der beiden Konjunktionen und dann die Unklarheit, die dadurch entsteht, daß sich, im gleichen Satz, das gleiche Possessivadjektiv *son* auf zwei verschiedene Besitzer bezieht (das Mädchen und den Hund). Beide Schwierigkeiten werden auf einen Schlag gelöst, wenn anstelle der indirekten Rede die direkte verwendet wird:

Cette petite fille me disait: «Je trouve mon chien très joli; son pelage est frisé et luisant.»

Nun schließt freilich die Wahl der direkten Redewiedergabe nicht nur die genannten Mängel aus, sondern auch weitere Wesenszüge ein, die stilistisch relevant sind. Die indirekte Rede, welche in Person, Raum und Zeit vom Koordinatensystem des Erzählers ausgeht, hat stilistisch eine ganz andere Wirkung als die direkte Rede, deren persönliche, räumliche und zeitliche Origo die sprechende Person ist. Im Fall unseres Beispiels erhebt sich daher die Frage: Ist es denn unumgänglich, diesen schwerwiegenden Wechsel des Koordinatensystems vorzunehmen, um die genannten zwei Schwierigkeiten zu überwinden? Nein. Die Unklarheit der Bezüge, die durch das Possessivadjektiv *son* ausgedrückt werden, kann ohne weiteres auch innerhalb der indirekten Rede behoben werden, etwa so:

Cette petite fille me disait qu'elle trouvait son chien très joli, qu'il avait le pelage frisé et luisant.

Damit ist freilich die Schwerfälligkeit der doppelten Setzung der Konjunktion *que* nicht beseitigt. Auch dafür gibt es aber eine Möglichkeit, die nicht den Wechsel des Koordinatensystems bedingt wie die Ersetzung der indirekten durch die direkte Rede. In der französischen Fachterminologie heißt die Möglichkeit für gewöhnlich *style indirect libre*. Legrand sagt *discours semi-direct*. Im Deutschen ist der gebräuchlichste Name *erlebte Rede*. Dieser Stilform bedient sich Legrand, wenn er als dritte Verbesserungsmöglichkeit unseres Satzes nennt:

Cette petite fille me vantait la gentillesse de son chien. Il lui semblait vraiment très joli; son pelage était frisé et luisant.

Die unterordnenden Konjunktionen sind verschwunden. Die doppelte Verwendung von *son* beeinträchtigt die Klarheit nicht mehr, da die beiden Possessivadjektive (*son chien*, *son pelage*) in zwei verschiedenen Sätzen stehen.

Was lehrt uns dieses Beispiel im Hinblick auf das Wertproblem in der Sprachwissenschaft? In der Stilistik wird gewertet. Die Verwirklichung der Sprache in der



Rede kann nicht nur richtig und falsch sein, sondern innerhalb des Spielraums der im System selbst enthaltenen richtigen Möglichkeiten, auch gut und schlecht, oder vorsichtiger ausgedrückt: besser und weniger gut.

Die Maßstäbe, die in unserem Beispiel für diese Wertung zur Anwendung gelangten, sind enthalten in den Ausdrücken 'Unklarheit' und 'Schwerfälligkeit'. Diese beiden Begriffe müssen überdacht werden. Jede Sprache strebt nach unmißverständlicher Klarheit, insofern als sie ein Instrument der Verständigung zwischen Menschen ist. Doch ist solche Klarheit identisch mit dem, was im Hinblick auf die doppelte Verwendung von *son* in unserem Satz gefordert wurde: «Cette petite fille me disait qu'elle trouvait son chien très joli, que son pelage était frisé et luisant»?

Der Satz ist in dieser Form vollkommen unmißverständlich. Niemand wird das zweite *son* auch auf das Mädchen beziehen wie das erste. Wenn hier mehr Klarheit gefordert wird, handelt es sich um eine Klarheit, die über das sprachlich Unentbehrliche hinausgeht. Solches Streben hat in wesentlichen Epochen das französische Stilempfinden bestimmt und die Vorstellung von der *clarté française* getragen. Im Hinblick auf das Sprachsystem ist, wie der Kieler Romanist Harald Weinrich in einer originellen Studie gezeigt hat, die *clarté française* ein Mythos³. Als Stilideal, als Ethos, hat sie in Frankreich bestanden und besteht sie zum Teil heute noch. Aber läßt sich aus ihr ein allgemeingültiger Maßstab für stilistische Werturteile gewinnen? Gibt es nicht guten Stil, welcher der Intellektualisierung durch logisch einwandfreie Klarheit bewußt oder unbewußt abschwört und ausweicht? Und kann angesichts solcher Stilströmungen, die uns gerade aus unserem Jahrhundert vertraut sind, der Gegensatz Klarheit–Unklarheit als grundlegender und allgemeingültiger stilistischer Wertmaßstab gelten?

Und wie steht es mit der Schwerfälligkeit? Selbst wenn wir die Wiederholung der Konjunktion *que* als schwerfällig empfinden, dürfen wir wirklich daraus einen negativen Wertmaßstab ableiten? Allerdings befänden wir uns damit in der Gesellschaft von Flaubert, dem die ewigen *que* die Lektüre der französischen Klassiker verdarben. Aber eben, diese Klassiker. Hören wir folgende Stelle aus Molières *Impromptu de Versailles* (Scène IV):

... et voilà de quoi j'ouïs l'autre jour se plaindre Molière, parlant à des personnes qui le chargeaient de même chose que vous. Il disait que rien ne lui donnait du déplaisir comme d'être accusé de regarder quelqu'un dans les portraits qu'il fait; que son dessein est de peindre les mœurs sans vouloir toucher aux personnes, et que tous les personnages qu'il représente sont des personnages en l'air, et des fantômes proprement, qu'il habille à sa fantaisie, pour réjouir les spectateurs; qu'il serait bien fâché d'y avoir jamais marqué qui que ce soit; et que si quelque chose était capable de le

³ H. WEINRICH, *Die «clarté» der französischen Sprache und die Klarheit der Franzosen*; in *ZRPh.* 77 (1961), 528–544.

dégoûter de faire des comédies, c'était des ressemblances qu'on y voulait toujours trouver, et dont ses ennemis tâchaient malicieusement d'appuyer la pensée ...⁴.

Solche Tiraden sind in der französischen Klassik keine Ausnahme. In seinem Werk *L'Art de la Prose*⁵ kann G. Lanson von ihnen sagen: «C'est avec cette architecture de style, avec ces phrases cimentées de tous les termes de coordination, subordination et comparaison que le magasin de la langue contenait, que M. de Voiture a donné à tout son siècle la sensation de la grâce légère» (p. 60–61).

Daß das 19. und das 20. Jahrhundert als schwerfällig empfinden, was im 17. als *grâce légère* galt, muß zu denken geben und warnt uns davor, die Schwerfälligkeit und ihr Gegenteil, die Eleganz, in dem Sinne zum verbindlichen stilistischen Wertmaßstab zu machen, wie das einfache Beispiel aus Legrands *Stylistique* dies nahelegen könnte.

Aber wo finden wir denn überhaupt verbindliche und allgemeingültige stilistische Wertmaßstäbe, die auch einen Stilwandel überdauern und die nicht nur für eine besondere Sprache und ihre Stilideale gelten? Gibt es überhaupt solche Maßstäbe?

Mit solchen Fragen rühren wir an die Grundprobleme der Ästhetik, denn es geht hier recht eigentlich um das Schöne, das Schöne im Bereich der Verwirklichung von Sprache in Rede.

Wir suchen hier weiterzukommen, indem wir uns an einen *Versuch über den Begriff des Schönen* erinnern, den Emil Staiger vor fast 20 Jahren vorgelegt hat⁶. E. Staiger glaubt, daß Martin Heideggers Weltbegriff eine tragfähige Grundlage auch für die Ästhetik darstelle. «Alles Seiende ist nur innerhalb einer bestimmten Welt zugänglich. 'Welt' bedeutet nicht die Summe des Seienden überhaupt, sondern den Sinnzusammenhang, in dem es artikulierbar wird. So reden wir von der Welt der Antike, des Christentums oder der Bürgerlichkeit, aber auch von der Welt des Bauern, des Jägers ~~oder des Offiziers~~. Dasselbe Seiende kann zu verschiedenen Welten gehören, Verschiedenes 'sein'. Der Bauer betrachtet eine Landschaft im Hinblick auf ihren Bodenertrag; die Erde ist gut oder unfruchtbar; die breite Fläche eignet sich zur Bepflanzung, der Abhang dagegen nicht. Der Offizier betrachtet im Hinblick auf taktische Eignung einen Graben als toten Winkel, die Fläche als Schußfeld. Der Maler sieht, im Hinblick auf ein Gemälde, Linien und Farbenflecke. Ohne den Hinblick auf ..., der im voraus gegeben sein muß, sieht keiner etwas. Und dieser Hinblick auf ... meint die Welt, in der ein Seiendes zugänglich wird» (p. 189/90). «Für unsere Frage ist zumal der Begriff der historischen Welt von Bedeutung. Dasselbe Seiende sieht in der Welt des Griechen anders aus als in der christlichen Welt des Mittelalters. Der Körper des christlichen Menschen wird transparent; er verliert

⁴ Text nach MOLIÈRE, *Œuvres Complètes*. Texte établi et annoté par MAURICE RAT. Bibliothèque de la Pléiade, vol. I, Paris 1956, p. 563/64.

⁵ G. LANSON, *L'Art de la Prose*, Paris (1908).

⁶ *Trivium* 3 (1945), 185–197.

an Dichte. Denn der Christ übersieht die Gegenwart und richtet den Blick auf den jüngsten Tag. In der Erwartung des Jenseits erscheint das sinnliche Leben als Vordergrund, hinter dem erst das ewige aufgehen soll. Wenn wir von da aus den griechischen Tempel mit dem gotischen Münster vergleichen, so leuchtet ein, daß die Ontologie Welt nennt, was in der Ästhetik 'Stil' heißt. Stil ist Welt in ästhetischer Hinsicht» (p. 190).

Von hier aus läßt sich das Schöne bestimmen: «Schön ... muß ... ein Kunstwerk heißen, das stilistisch einstimmig ist. Stilistische Einstimmigkeit besagt, daß alles Verschiedene in das eine Gültige, das ist die Welt des Künstlers, aufgehoben wird» (p. 192).

Auch von der Sprachwissenschaft her möchten wir die Einstimmigkeit zum Wertmaßstab des Stils erklären. Nur müssen wir uns bewußt sein, wie ungeheuer kompliziert die Bestimmung dieses Wertmaßstabes im Sprachlichen ist. Was heißt einstimmig? Welches sind die Stimmen, die im guten Stil zur Einheit zusammenklingen?

Wir haben von der Auswahl zwischen verschiedenen Möglichkeiten als der Grundlage für die stilistische Betrachtung gesprochen. Daß diese Auswahl so geschehe, daß die verschiedenen gewählten Möglichkeiten zusammenstimmen und zwischen ihnen Einstimmigkeit besteht, kann man sich vorstellen. Aber dies genügt nicht, um die Einstimmigkeit der Rede zu gewährleisten. Denn damit bleiben andere Stimmen unbeachtet. Da ist einmal das System selbst. Es hat verbindlichen Charakter, und nur innerhalb der von ihm gewährten Spielräume ist stilistische Wahl überhaupt möglich. Was vom Sprachsystem stets verwirklicht wird und verwirklicht werden muß, stellt auch eine Stimme dar, und zwar eine sehr wichtige. Damit Einstimmigkeit entstehe, müssen die Ergebnisse stilistischer Auswahl mit ihr zusammenstimmen. Und mehr noch: Es gibt noch eine Auswahl, die gerade dort, wo die Sprache nicht nur zur Mitteilung, sondern auch und vor allem zur Äußerung dient, eine wesentliche Rolle spielt: die Auswahl aus dem System selbst. Welche Teile des Systems werden überhaupt verwirklicht? Dies scheint eine müßige Frage. Wenn ich zu meiner Frau sage: «Ich gehe in den Wald spazieren, um dabei über das Wertproblem in der Sprachwissenschaft nachzudenken», so werde ich kaum darum herumkommen, die sprachlichen Zeichen und damit die Teile des Sprachsystems zu verwirklichen, welche *gehen, Wald, spazieren, Wertproblem, Sprachwissenschaft, nachdenken* usw. bezeichnen. Freilich bietet mir gleich beim ersten Hauptwort (*Wald*) das neuhochdeutsche Sprachsystem eine stilistische Variante und damit eine Auswahlmöglichkeit an. Ich meine: *Hain*. Rein begrifflich ist es nur beschränkt möglich, einen Unterschied zwischen *Wald* und *Hain* zu formulieren. Der Unterschied liegt weitgehend im Stilistischen. Ich werde aber auf keinen Fall *Hain* wählen und zu meiner Frau sagen: «Ich gehe in den Hain spazieren.» Das wäre eben ein Mangel an Einstimmigkeit. Aber ob ich nun *Wald* oder *Hain* sage, so verwirkliche ich doch einen ganz bestimmten Ausschnitt aus dem Sprachsystem.

Noch ein Beispiel: Ich will meine Frau meiner Liebe versichern. Wenn ich diesen Ausdruck meiner Gefühle nicht außersprachlichen Mitteln wie Blick und Gebärde anvertraue, werde ich zum Beispiel sagen: «Ich liebe dich.» Mit diesen Worten verwirkliche ich wieder einen ganz bestimmten Ausschnitt aus dem Sprachsystem. Daran ändert sich wenig, wenn ich statt «Ich liebe dich» eine andere stilistische Variante wähle.

Was sollen diese Beispiele sagen? Im gelebten Leben scheinen wir wenig Wahlfreiheit zu haben in bezug auf die Teile des Sprachsystems, die wir verwirklichen. Wenn wir jemandem mitteilen, daß wir in den Wald gehen, müssen wir wohl oder übel ein sprachliches Zeichen für *Wald* aktualisieren, und wenn wir jemandem gegenüber unsere Liebe ausdrücken wollen, ein sprachliches Zeichen für *Liebe*. Nun mag man freilich sagen, ich brauche ja nicht in den Wald zu gehen, ich könne auch in meinem Studierzimmer über das Wertproblem in der Sprachwissenschaft nachdenken. Und schließlich könne ich ja auch auf solches Nachdenken verzichten. Dann müsse ich überhaupt keine sprachlichen Zeichen für *gehen*, *Wald*, *spazieren*, *Wertproblem*, *Sprachwissenschaft*, *nachdenken* usw. realisieren. In der Tat hätte ich darauf verzichten können, an dieser Ringvorlesung mitzuwirken. Aber wie steht es mit der Liebe? Und wie steht es mit den tausend Dingen, die zu unserem Leben gehören und auf die wir nicht verzichten können?

Es kann hier nicht um die Beantwortung der Frage gehen, in welchem Maße wir unsere Welt frei und selbständig gestalten können. Es genügt, wenn klar geworden ist, daß mit dieser Frage aufs engste diese andere zusammenhängt: Inwiefern sind wir frei in der Auswahl der Teile des Sprachsystems, die wir verwirklichen?

Nun wurde bereits angedeutet, daß diese Freiheit wächst, wenn die Sprache nicht in erster Linie zur Mitteilung, sondern zur Äußerung dient. Dieser Fall ist am reinsten in der Dichtung verwirklicht. Kein Dichter muß zum Beispiel vom Wald dichten, wie Matthias Claudius, welcher lyrisch den Wald besingt, der schwarz steht und schweiget, oder wie Flaubert, der in der *Education sentimentale* Frédéric und Rosanette in den Wald von Fontainebleau führt, oder wie Shakespeare, in dessen *Macbeth* der Wald von Birnam dramatisch bedeutsam wird. Sogar die Liebe kann ein Dichter – in seiner Dichtung wenigstens – umgehen, und wenn er von den tausend Dingen des täglichen Lebens spricht, so geschieht dies auf Grund einer freien Entscheidung, nicht wie in unserem gelebten Leben weitgehend aus Notwendigkeit und Bedürfnis. Beim Dichter, der in der Wahl freier ist, tritt daher mit aller Klarheit zutage, daß der Ausschnitt aus dem Sprachsystem, der in der Rede verwirklicht wird, eine Stimme darstellt, welche die stilistische Einstimmigkeit mitbestimmt.

Unser Nachdenken über die Grundfragen der Stilistik hat uns zur Erkenntnis geführt, daß ein Werturteil im Bereich des Stils möglich ist. Der Maßstab für dieses Werten wird durch die stilistische Einstimmigkeit gebildet. Dabei müssen wir uns aber bewußt sein, daß diese Einstimmigkeit sehr komplex und schwer zu bestim-

men ist. Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei auch hinzugefügt, daß Werten eines Sprachstils keineswegs gleichgesetzt werden darf mit Werten eines Sprachkunstwerks.

Werten eines Stils ist auch nicht Werten einer Sprache. Wir haben uns bisher auf der Ebene der Rede bewegt und Rede gewertet. Wie steht es aber mit Wert und Werturteil, wenn wir uns nun auf die Ebene der Sprache begeben?

Damit wir diese Frage beantworten können, müssen wir manches, was wir über das Wesen der Sprache erkannt haben, nochmals überdenken und auch ergänzen. Wir tun dies am Leitfaden des Wortes *Baum*. Wir müssen unterscheiden zwischen dem Wort auf der Ebene der Sprache und auf der Ebene der Rede. Auf der Ebene der Sprache ist das Wort ein Zeichen. F. de Saussure weist darauf hin, daß dieses Zeichen, das 'signe linguistique', zwei Aspekte besitzt, die wie Vorderseite und Rückseite eines Blattes zusammengehören. Er nennt sie *signifié* und *signifiant*. Wir sagen *significatum* und *significans*. F. de Saussure setzt für *signifié* und *signifiant* auch *concept* und *image acoustique* ein⁷, Begriff und Lautbild, wobei wir allerdings im Hinblick auf die geschriebene Verwirklichung der Sprache *Lautbild* in *Laut- und Schriftbild* erweitern müssen.

Das sprachliche Zeichen, das ganz der potentiellen Ebene der Sprache angehört, steht nun in einer doppelten Beziehung zur Wirklichkeit. Von der einen Seite dieser Beziehung haben wir gesprochen als von der Möglichkeit der Verwirklichung des Zeichens in der Rede. In der Rede tritt das Wort in die effektive Wirklichkeit ein, in Form von Schallwellen oder Schriftzügen. Nun besteht aber zwischen dem sprachlichen Zeichen und der Wirklichkeit noch eine andere Verbindung. Diese liegt in der Beziehung des sprachlichen Zeichens zum Ding, in unserem Fall in der Beziehung zwischen dem sprachlichen Zeichen *Baum* und all den Bäumen, wie sie auf dem Boden der Wirklichkeit wachsen. Das wirkliche Ding steht nicht in direkter, primärer Beziehung zum verwirklichten Wort. Das Ding spiegelt sich, wird begriffen im Begriff, im *significatum*, und die Beziehung zwischen Wort und Ding ergibt sich erst sekundär, wenn das *signum* als Wort, als *nomen*, in der Rede verwirklicht wird. In unserem Fall werden alle Gewächse, die einen verholzten Stamm haben und deren Äste erst in einiger Entfernung vom Boden beginnen, als Bäume begriffen; aus ihren Erscheinungsformen wird der Begriff des Baumes abstrahiert und auf geistig-psychischer Ebene mit einem Laut- und Schriftbild verbunden. Wird dieses Bild als Wort verwirklicht, tritt es dem Ding, das es bezeichnet, gegenüber und wird von ihm her auch wieder konkretisiert und spezifiziert. Die Dinge der Wirklichkeit sind in diesem Vorgang primär Bezugsobjekte der sprachlichen Zei-

⁷ F. DE SAUSSURE, *Cours de Linguistique Générale*, publié par CHARLES BALLY et ALBERT SECHEHAYE, avec la collaboration de ALBERT RIEDLINGER, Paris 1949, p. 98: «Le signe linguistique unit non une chose et un nom, mais un concept et une image acoustique.»

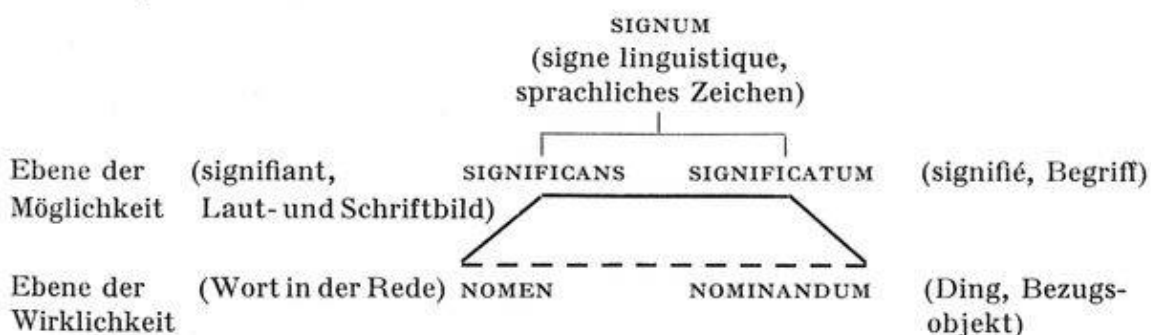
chen. Wir tun sogar gut daran, wenn wir statt 'Ding' geradezu 'Bezugsobjekt' einsetzen, weil die sprachlichen Zeichen ja nicht nur Dinge, sondern auch Vorgänge, Eigenschaften und viel anderes begreifen. In dem Beispiel von dem kleinen Mädchen und seinem Hund war das sprachlich zu Gestaltende geradezu eine ausgesprochene (direkte) Rede. Anstelle von 'Bezugsobjekt' sage ich auch *nominandum*. Damit wird in allgemeinsten Form das bezeichnet, was benannt, das heißt in einem Namen festgehalten werden soll⁸.

Es ist nun leicht zu sehen, daß die Gesamtheit der Bezüge zwischen *significata* und *nominanda* das ausmacht, was wir Welt nennen. Welt haben wir hier wieder im Heideggerschen Sinne aufzufassen, nicht als Summe des Seienden überhaupt, sondern als «Sinnzusammenhang, in dem das Seiende artikulierbar wird», wie Emil Staiger sagt. In Heideggers eigenen Worten: «Welt ist nicht die bloße Ansammlung der vorhandenen abzählbaren oder unabzählbaren, bekannten und unbekanntenen Dinge⁹.» «Welt als Ganzheit 'ist' kein Seiendes, sondern das, aus dem her das Dasein *sich zu bedeuten gibt*, zu welchem Seienden und wie es sich dazu verhalten *kann*¹⁰.»

Mochte es zuerst scheinen, die Beziehungen des sprachlichen Zeichens zum Wort in der Rede seien enger als diejenigen zur Welt als Bezugsobjekt, so wird bei richtiger Auffassung der Welt mit aller Klarheit sichtbar, wie eng gerade auch die Beziehung zwischen *signum* und *nominandum*, zwischen Sprache und Welt ist.

Diese Beziehung hat wohl niemand so eindringlich zum Gegenstand seines Denkens gemacht wie Martin Heidegger. Ich mache mich nicht anheischig, Heideggers Sprachphilosophie in all ihren Teilen zu verstehen, und ich bin als Sprachforscher auch nicht geneigt, dem Philosophen auf all seinen Schritten zu folgen. Aber was das Durchdenken der Beziehung zwischen Sprache und Welt betrifft, wird die Sprachwissenschaft nicht darum herumkommen, sich mit Heidegger auseinanderzusetzen. Hier möge es genügen, einige Grundgedanken des Philosophen anzudeuten.

⁸ Andere sagen dafür *designatum*. – Das folgende Schema, das ich bereits einmal vorgelegt habe (*RF* 75 [1963], 149), vermag die genannten Beziehungen annäherungsweise zu symbolisieren:



⁹ M. HEIDEGGER, *Holzwege*, Frankfurt am Main 1950, p. 33.

¹⁰ M. HEIDEGGER, *Vom Wesen des Grundes*, Frankfurt am Main 1955, p. 37.

In mehreren Vorträgen, die 1957 und 1958 gehalten wurden und die zusammengestellt sind in dem Band *Unterwegs zur Sprache*¹¹, umkreisen Heideggers Gedanken ein Gedicht von Stefan George: *Das Wort*. Aus der Deutung dieses Gedichts entwickelt Heidegger die Auffassung, daß «kein Ding *ist*, wo das Wort, das heißt der Name, fehlt. Das Wort verschafft dem Ding erst das Sein» (p. 164), wobei *Ding* hier jegliches nennt, «was irgendwie ist, ein jeweilig Seiendes» (p. 187). Das Wort steht nicht nur in einem Verhältnis zum Ding, sondern es bringt das jeweilige Ding als das Seiende, das ist, erst in dieses 'ist', hält es darin, verhält es, gewährt ihm gleichsam den Unterhalt, ein Ding zu sein. Das Wort steht nicht nur in einem Verhältnis zum Ding, sondern es 'ist' selbst dasjenige, was das Ding als Ding hält und verhält, das Wort ist als dieses Verhaltende das Verhältnis selber (cf. p. 187/88). «Das Wort be-dingt das Ding zum Ding» (p. 232), und Heidegger nennt dieses Walten des Wortes *die Bedingnis*. «Das Walten des Wortes blitzt auf als die Bedingnis des Dinges zum Ding. Das Wort hebt an zu leuchten als die Versammlung, die Anwesendes erst in sein Anwesen bringt. – Das älteste Wort für das so gedachte Walten des Wortes, für das Sagen, heißt Λόγος: die Sage, die zeigend Seiendes in sein *es ist* erscheinen läßt» (p. 237). «Sagen ... heißt zeigen: erscheinen lassen, lichtend-verbergend frei-geben als dar-reichen dessen, was wir Welt nennen. Das lichtend-verhüllende, schleiernde Reichen von Welt ist das Wesende im Sagen» (p. 200).

Was hat dies alles mit dem Wertproblem in der Sprachwissenschaft zu tun? Sehr viel. Ich glaube, daß wir nur von einem richtigen Weltbegriff her die Fragen beantworten können: Ist ein Werturteil nicht nur auf der Ebene der Rede, sondern auch auf der Ebene der Sprache möglich? Und: Kann man Sprachsysteme überhaupt bewerten? Gibt es Wertunterschiede zwischen verschiedenen Sprachen?

Daß die Welten, die durch verschiedene Sprachen dargereicht werden, in Inhalt und Umfang mehr oder weniger voneinander abweichen, steht außer Zweifel. Besonders leicht festzustellen sind Unterschiede im Umfang. Wir sprechen von primitiven Sprachen und von Kultursprachen und wissen dabei, daß die primitiven Sprachen ganz große Weltbezirke nicht darreichen, welche in den Kultursprachen eine entscheidende Rolle spielen. Es sind vor allem die Bezirke, in denen sich die höhere Bildung, und das heißt weitgehend das abstrakte Denken, ausdrückt. Für viele mag es auf der Hand liegen, einen Wertunterschied zwischen primitiven Sprachen und Kultursprachen anzunehmen. Welchen Maßstab wir bei solchem Werten weitgehend anlegen, wurde bereits gesagt: den Maßstab der Abstraktion, wobei unter 'abstrakt' hier nicht nur jene Denkweise gemeint sein soll, die sich «in der Bildung abstrakter Begriffe betätigt», sondern wie Wilhelm Wundt in dem der Sprache gewidmeten Band seiner *Völkerpsychologie* sagt, «jede [Denkweise], in der sich die abstrakte Begriffsbildung durch die Entstehung allgemeinerer, verschiedene Gruppen einzelner Vorstellungen durch ein gemeinsames Merkmal zusammenfassen-

¹¹ Pfullingen 1960.

der Begriffsklassen vorbereitet¹²». Wie dies zu verstehen ist, möchte ich im Hinblick auf unsere schweizerdeutschen Bergmundarten zu zeigen versuchen, welche der Berner Germanist Paul Zinsli in seinem ausgezeichneten Buch *Grund und Grat* dargestellt und gedeutet hat¹³. Dabei wird gezeigt, daß unsere Bergmundarten noch Züge urtümlicher Sprachgestalt erhalten haben, wie sie die Naturvölker kennzeichnet. Es handelt sich freilich nur um ein Nachklingen, nicht um eine reine Ausprägung. Denn die Struktureigenart unserer Bergdialekte liegt nicht ausschließlich in einer urtümlichen Denk- und Benennungsweise, sondern vielmehr gerade «in dem Neben- und Ineinander dieser anschauungs-gesättigten, dem Nahen und Konkreten verhafteten, den sinnlichen Einzeleindruck heraushebenden 'primitiven', urweltlichen Denk- und Sprachart mit der Fähigkeit entwickelteren Denkens und Benennens zu abstrakt-gedanklicher Weltbewältigung¹⁴».

Ein Beispiel: Bei den Lappen soll es zwei Dutzend Ausdrücke für den Schnee in allen Formen und Zuständen geben, aber kein allgemeines Gattungswort 'Schnee', und auch von den Sprachen der Eskimo wird berichtet, daß sie eine überraschende Menge von Bezeichnungen für die verschiedensten Zustände des Schnees besitzen, aber ebenfalls kein Wort für den Schnee an sich, der je nach Lage und Witterung solch wechselnde Beschaffenheit annimmt. «Auch der schweizerdeutsche Alpenbewohner, der die weiße Decke während des langen Bergwinters lebensnah genug kennenlernt, verfügt über eine ganze Reihe von Wörtern, mit denen er die mannigfachen Arten des Schnees fein unterscheidet: 'Harst' m. heißt z. B. in Graubünden und weiter der hartgefrorene, der 'Schlaß', 'Schläsem' dagegen ist in Bünden und Uri ein ziemlich nasser Schnee, der sich leicht ballt, in Klosters besonders der mit Steinen und Schlamm gemischte Lawinenschnee, 'Müere(n)' in Klosters vornehmlich der aufgeweichte Schnee in einem Winterweg. Einen derartig stark mit Wasser getränkten Schnee nennt man in Safien etwa 'Lozzä' (= rätorom. lozza), den hartgefrorenen, eisigen jedoch 'Gletscher' ... Aber diese Fülle anschaulich-naturnaher Ausdrücke ist doch keineswegs 'primitiv' im Sinne jener sprachbegrifflichen Auffassungsweise der Eskimo; denn all diese bergschweizerdeutschen Wörter bezeichnen ja nur Zustände, Qualitäten einer einheitlichen Naturerscheinung, für die auch der Alpenbewohner die übergeordnete Stoffbezeichnung 'Schnee' hat!» (p. 264/65).

Bereits aus diesem Hinweis läßt sich ersehen, daß konkret-anschaulicher Ausdruck einerseits und abstrakt-begrifflicher Ausdruck andererseits verschiedene Stufen in der Entwicklung der Sprache darstellen können. In dieser Entwicklung eine

¹² W. WUNDT, *Völkerpsychologie*. Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythos und Sitte. I: Die Sprache. 2. Teil, Leipzig 1904, p. 443.

¹³ P. ZINSLI, *Grund und Grat*. Die Bergwelt im Spiegel der schweizerdeutschen Alpenmundarten. Bern (1945).

¹⁴ So R. HOTZENKÖCHERLE in der Besprechung des genannten Werkes von P. Zinsli in *VRom.* 9 (1946/47), 228.

Wertzunahme zu sehen, was sich zum Beispiel in dem wertenden Urteil über primitive Sprachen und Kultursprachen äußert, ist jedoch sehr fragwürdig. Schon Wilhelm Wundt sagt in dem erwähnten Band seiner Völkerpsychologie: «Wenn nun aber nach allem dem unter den verschiedenen Seiten, welche die innere Sprachform der Betrachtung darbietet, die Eigenschaften des konkreten und abstrakten ... Denkens am meisten den Charakter von Entwicklungsstufen besitzen, so darf doch auch dieses Verhältnis schließlich nicht im Sinn eines absoluten Wertunterschiedes aufgefaßt werden. Denn es ist nicht zu übersehen, daß das konkrete Denken Vorzüge bietet, die dem abstrakten verloren gegangen sind» (p. 447).

Solche Vorzüge zeigen uns, in ihrer Zwischenstellung, eben gerade noch unsere Alpenmundarten, zu denen Paul Zinsli abschließend sagt: «So erweist sich die bodenständige Bergmundart zwar keineswegs als primitiv-unentwickelt, aber doch noch als ursprünglich in ihrem beglückend reichen Gehalt unmittelbarer Anschauung; und wenn sie nicht über die letzten abstrakt-gedanklichen Möglichkeiten der Schriftsprache verfügt, so hat sie sich doch längst vom sinnlichen Einzeleindruck gelöst, in dem die Sprachen auf frühmenschlicher Stufe noch verhaftet sind. Daß sie so die Mitte hält, das bewirkt geradezu ihre gebändigte Fülle und ihre besondere Ausdruckskraft: in ihrem Wortschatz verbindet sich urtümliche Lebensnähe mit dem freien Überblick entwickelten Spracherkennens» (p. 265/66).

Angesichts solcher Sätze stellt sich nun freilich noch ein weiterer Gedanke ein, der die Möglichkeit eines Werturteils im Sprachlichen enthält: Könnte nicht gerade ein gewisses Gleichgewicht zwischen konkreter Urtümlichkeit und abstrakter Begrifflichkeit, jene Mitte, von der Paul Zinsli spricht, den wertvollsten Sprachtypus ergeben?

Der Gedanke ist auf den ersten Blick ansprechend. Aber bei genauerem Überdenken zeigt sich bald die Unmöglichkeit, das genannte Gleichgewicht zwischen konkret-anschaulichen und abstrakt-begrifflichen Zügen einer Sprache überhaupt zu bestimmen. Bleiben wir bei dem erwähnten Beispiel des Schnees! Besteht das gesuchte Gleichgewicht darin, daß die Sprache sowohl die anschaulich-konkreten Bezeichnungen 'Harst', 'Schlaß/Schläsem', 'Müere(n)', 'Lozzä', 'Gletscher' als auch den abstrakteren Oberbegriff 'Schnee' kennt? Ist das die gesuchte Mitte? Eine Mitte läßt sich nur bestimmen, wenn Anfang und Ende bekannt sind. Wo liegt denn aber im Sprachlichen der Anfang der Abstraktion? Das ist schwer zu sagen, denn jedes sprachliche Zeichen beruht auf Abstraktion. Und wo liegt das Ende der Abstraktion? In unserem Fall sicher nicht bei 'Schnee'. 'Niederschlag' ist noch wesentlich abstrakter. Wir sehen: Anfang und Ende sind fließend. Wie sollten wir da die Mitte bestimmen können?

Noch ein Beispiel: Es gibt nicht nur semantische Abstraktion, sondern auch funktionelle. Solche äußert sich etwa in der Flexion. Betrachten wir kurz die Kasusflexion und die Pluralbildung der Substantive. Bekanntlich läßt sich in allen west-

europäischen Sprachen eine starke Tendenz zum Kasusabbau feststellen. Wer Latein getrieben hat, weiß, daß diese Sprache, mit dem Vokativ, 6 Kasus besaß und ursprünglich noch mehr besessen hatte, bevor im Ablativ verschiedene Fälle wie Instrumentalis und Lokativ aufgegangen waren. Die Tochtersprachen des Lateins haben, mit Ausnahme des Rumänischen, die Kasus bis auf einen einzigen abgebaut. Die germanischen Sprachen stehen in einem entsprechenden Prozeß drin, der seinen Ausgangspunkt im gleichen indogermanischen Kasusreichtum hat wie die lateinisch-romanische Entwicklung und der im Englischen, abgesehen von dem sogenannten sächsischen Genetiv, ebenfalls zum Abschluß gekommen ist. Was hat dies mit Abstraktion zu tun? Sehr viel. Jedes Ding steht in der Wirklichkeit in mannigfachen Bezügen. Es befindet sich an einem Ort, kann zu etwas dienen, besitzt eine bestimmte Zugehörigkeit usw. Diese Bezüge wurden ursprünglich durch die Kasus ausgedrückt. Nun kann man aber von den genannten Bezügen teilweise oder ganz abstrahieren. Damit wird das sprachliche Zeichen, welches das Ding benennt, abstrakter, losgelöster von der Verflechtung in der Wirklichkeit. Die letzte Stufe dieser Loslösung haben jene Sprachen erreicht, die nur noch einen, und damit im Grunde genommen keinen Kasus mehr besitzen. Man möge nicht einwenden, die früher durch die Kasus ausgedrückten Funktionen werden nun eben durch andere Mittel, wie die Stellung im Satz oder die Verwendung von Präpositionen, ausgedrückt. Das ist zwar richtig, aber kein Einwand gegen das Gesagte. Denn die genannten Mittel kommen weitgehend erst im Übergang von der Sprache zur Rede zum Zuge und sind daher wesentlich anderer Natur als die Kasusendungen. Auf der Ebene der Sprache ist das kasuslose Nomen frei vom Ausdruck der genannten Bezüge und daher abstrakter.

Ein noch weiterer Schritt zur Abstraktion wird dann vollzogen, wenn auch die Numerusendungen aufgegeben werden, wie dies für das gesprochene Französisch weitgehend zutrifft. Jedes Ding kommt in einer bestimmten Anzahl vor. In den uns am besten vertrauten Sprachen geht nun die Abstraktion so weit, daß aus allem, was mehr als eins ist, eine Mehrzahl abgezogen wird. Weniger weit in dieser Abstraktion gehen Sprachen wie das Altgriechische, die einen Dual besitzen; am weitesten geht in unserem Umkreis das Französische, das, wie bereits angedeutet, heute weitgehend einen zahllosen und damit reinen Begriff abstrahiert.

Es gibt Forscher, die den Endungsschwund als Verlust betrachten. Andere weisen auf seine Vorteile im Sinne einer sprachlichen Ökonomie hin. Aus beiden Gesichtspunkten kann kein Wertmaßstab für die Beurteilung eines Sprachsystems gewonnen werden. Wieder erweist sich, daß eben das Maß an Abstraktion nicht zum Maß des Wertes einer Sprache werden kann und daß auch die Bestimmung des angedeuteten Gleichgewichts zwischen Konkret-Anschaulichem und Abstrakt-Begrifflichem fragwürdig bleibt. Wo würde denn zum Beispiel im Kasussystem die gesuchte Mitte liegen, bei zwei, drei oder vier Kasus?

Immer wieder zurückgeworfen in unseren Versuchen, einen Wertmaßstab für die Beurteilung von Sprachsystemen zu finden, nehmen wir einen letzten Anlauf, indem wir die Frage der Umsetzbarkeit, der Übersetzbarkeit von einer Sprache in die andere stellen. Freilich wird nie Sprache umgesetzt, sondern immer nur Rede. Aber wenn zum Beispiel die Umsetzung einer Rede in eine anderssprachige Rede nicht möglich ist, muß dies doch an den Sprachsystemen liegen, die durch die beiden Formen von Rede verwirklicht werden. Bei solcher Perspektive müssen sich doch Wertunterschiede zeigen, denn es gibt doch einfach Sprachen, die so primitiv sind, daß man gewisse Texte aus anderen Sprachen nicht in sie übersetzen kann. So dürfte es zum Beispiel ein fast aussichtsloses Unterfangen sein, Descartes *Discours de la méthode* oder Kants *Kritik der reinen Vernunft* in die Sprache der peruanischen Indianer, das Quechua, zu übertragen. Sicher wäre dies fast nicht zu leisten. Aber ist es leichter, die Sagen der Quechua-Indianer ins Deutsche oder ins Französische zu übersetzen? Wie ungeheuer schwer das ist, zeigen uns die *Cantos y Cuentos del Pueblo Quechua* des peruanischen Dichters und Ethnologen José María Arguedas. Obwohl selbst zweisprachig und ganz in indianischer Umgebung aufgewachsen, hatte Arguedas große Mühe, die Quechua-Sagen ins Spanische zu übersetzen, und er war sich bewußt, wie viel unübersetzt bleiben oder mühsam umschrieben werden mußte, wodurch es seine Ursprünglichkeit verlor¹⁵. Auf jeden Fall wird man angesichts solcher Erfahrungen sich davor hüten, die Schwierigkeiten und Grenzen der Übersetzung immer nur einseitig von unseren Kultursprachen her zu sehen und jene Sprachen abzuwerten, die gewisse Werte unserer Sprachen nicht oder kaum wiederzugeben vermögen. Wenn wir in unserer deutschen Hochsprache keine Entsprechungen für 'Schlaß', 'Müere', 'Lozzä' finden, trösten wir uns rasch damit, daß wir ja den Oberbegriff 'Schnee' als Ersatz verwenden können. Treffen wir aber eine Sprache, die wohl zwei Dutzend Ausdrücke für verschiedene Formen und Zustände des Schnees, aber den generalisierenden Ausdruck 'Schnee' nicht kennt, ist ein abwertendes, abschätziges Urteil gleich zur Hand. Der Vergleich zwischen Sprachen enthüllt Tiefes und Wesentliches. Aber wir müssen uns hüten, bei solchem Vergleich unsere Sprache einfach als Wertmaßstab zu verwenden. Sonst erscheint sie natürlich als die wertvollste; aber unser Werten wird dadurch gerade wertlos.

Es bleibt uns nur eines: nach dem Wert einer Sprache zu fragen von den Menschen her, die sie sprechen. Wir haben gesehen, daß jede Sprache eine Welt in sich trägt und darreicht. Die Menschen leben in der Welt ihrer Sprache, und zwar so, daß die Welt jedes Einzelnen aufgehoben ist in der Welt seiner Sprache; dies wenigstens im natürlichen Zustand. Nun kann es aber vorkommen, daß die Welt eines Menschen größer ist als die Welt seiner Muttersprache. Wann ist dies möglich? Eigentlich nur im Zustand der Zweisprachigkeit oder allgemeiner: der Mehrsprachigkeit. Wir ken-

¹⁵ Cf. dazu etwa WALTRUD KAPPELER, *Neue Zürcher Zeitung*, 27. 9. 1964, Blatt 5, Sonntagsausgabe Nr. 4032.

nen diesen Zustand. Die gesamte höhere Bildung ist für uns an eine Sprache gebunden, die nicht unsere Muttersprache im eigentlichen Sinne ist. Die Welt eines deutschschweizerischen Akademikers, eines Studenten, eines Mittelschülers, ja bereits eines Primarschülers ist größer als die durch unsere Mundart dargereichte Welt. Denen, die eine gewisse Bildung genossen haben, ist auch die Welt des Hochdeutschen dargereicht. So leben wir in einer gewissen Spannung. Wir sind nicht die einzigen. Zweisprachigkeit hat es je und je gegeben, und noch in schärferen Formen, als wir sie kennen. Meistens in solchen Fällen strebt die Spannung nach einem Ausgleich. Dieser kann grundsätzlich nach beiden Richtungen hin erfolgen. Rufen wir einiges wenige in Erinnerung. Die Zweisprachigkeit des Mittelalters zwischen den romanischen und germanischen Volkssprachen einerseits und dem Latein als Sprache der Bildung andererseits ist zugunsten der Volkssprachen ausgeglichen worden, wobei – nicht nur im romanischen, sondern auch im germanischen Bereich – ungeheuer viel in Form von Lehnwörtern, Lehnübersetzungen, Lehnbedeutungen, Lehnkonstruktionen usw. aus dem Latein in die Volkssprache übergegangen ist und deren Welt erweitert hat. Der Ausgleich nach den Volkssprachen hin war aber wohl nur deshalb möglich, weil das Latein, wenigstens von 800 an, fast nur noch in geschriebener Form lebendig verwirklicht wurde und in gesprochener Rede weitgehend fehlte. Wo die Sprache der Bildung sich auch in gesprochener Form verwirklicht, wobei diese Form meist auch in politisch-nationaler Beziehung eine Rolle spielt, findet der Ausgleich – wenn überhaupt – auf sie hin statt. Als Beispiel dafür gelte die sehr weit gediehene Verdrängung der Mundarten Nordfrankreichs durch die französische Schriftsprache.

Was können wir für unsere Problemstellung aus diesen Überlegungen ableiten? Wenn in der Situation der Zweisprachigkeit die Spannung ertragen wird und jedes der beiden Sprachsysteme möglichst unangetastet seine Welt darreicht, wie dies bei uns bis zu einem gewissen Grade der Fall ist, treten wohl Unterschiede, aber keine Wertunterschiede in Erscheinung. Sobald jedoch der Ausgleich beginnt, wird das eine System an Wert verlieren. Eine alleinstehende Sprache kann nicht an Wert verlieren, denn die Menschen, deren Muttersprache sie ist, zwingen sie im täglichen Gebrauch stets, als Mittel der Verständigung und des Ausdrucks ihren Dienst zu leisten, voll zu leisten, und allfällige Mängel und Schwächen zu beheben. Anders in der Situation der Zweisprachigkeit, wo die gleichen Menschen an zwei Sprachsystemen teilhaben. Hier können in einem Sprachsystem Mängel einfach bestehen bleiben, weil die ständige Möglichkeit, das andere System zu verwenden, nicht mehr zu ihrer Behebung zwingt und so über sie hinwegtäuscht. Damit verkümmert eine Sprache. Die von ihr dargereichte Welt wird lückenhaft und zusammenhangslos. Hier ist ein Werten möglich. Im Grunde genommen ist es ein Abwerten von kranken Sprachsystemen, die dem Untergang geweiht sind. Gesunde und lebendige Sprachen entziehen sich dem Werturteil.

Das Ergebnis unserer Überlegungen zum Wertproblem in der Sprachwissenschaft ist karg. Nur dort, wo es um die Aktualisierung der Sprache in der Rede geht, haben wir die Möglichkeit von Werturteilen erkannt, von grammatischem Werten nach richtig und falsch, von stilistischem Werten nach gut und schlecht, nach schön und unschön. Alle Versuche, Sprachsysteme selbst zu werten, schlugen fehl, mit einer Ausnahme, die einen Extremfall darstellt: Wo ein Sprachsystem recht eigentlich pathologische Züge aufweist, wird eine Wertung möglich, wobei der Wertmaßstab letztlich in der Kohärenz und Lebbarkeit der durch die Sprache dargereichten Welt zu suchen ist.

In bezug auf Werturteil und Wertmaßstäbe in der Sprachwissenschaft ist das Ergebnis karg. Aber vielleicht hat in unseren Überlegungen etwas aufgeleuchtet, das unendlich viel wichtiger ist: der Wert der Sprache überhaupt¹⁶.

Zürich

Gerold Hilty

¹⁶ Beim Lesen der zweiten Korrekturen liegt vor mir der Artikel von K. HEGER *Die methodologischen Voraussetzungen von Onomasiologie und begrifflicher Gliederung*, ZRPh. 80 (1964), 486–516. Ich freue mich, daß mein Kieler Kollege das Trapez als geometrische Darstellungsform für *Sache, Begriff, Semem, Bedeutungsumfang, Monem* und *Lautkontinuum* von mir übernommen hat (cf. *supra* p. 15, N8). Dabei ist allerdings nicht zu übersehen, daß Hegers Trapez und das meinige auf verschiedenen Ebenen stehen. Für mich dient die geometrische Figur zur Veranschaulichung des Verhältnisses zwischen den verschiedenen Elementen, die beim Sprechen (bzw. Schreiben) und Hören (bzw. Lesen) relevant sind, und ganz besonders zur Veranschaulichung des Verhältnisses zwischen der Ebene des Potentiellen (Sprache) und des Effektiven (Rede). Für Heger ist das Trapez ein methodologisches Arbeitsmodell, «an dem von der Sprachwissenschaft zu differenzierende und terminologisch zu fixierende Phänomene im Bereich des als *langue* verstandenen sprachlichen Systems dargestellt werden sollen» (p. 487). Der Unterschied wird am deutlichsten sichtbar bei dem, was wir *Begriff* nennen. Heger bezeichnet damit etwas Außersprachliches und trennt dieses von *Semem* und *Bedeutungsumfang*. Mein *Begriff* hingegen ist etwas Innersprachliches. Ich bezweifle nicht, daß innerhalb von wissenschaftlichen Systemen Begriffe gebildet werden können, die von der Sprache unabhängig sind. Ich frage mich nur, inwiefern die Anwendung solcher Begriffskategorien auf das Phänomen der Sprache Wesentliches von diesem Phänomen in den Blick bringt. Auf diese Frage werde ich im nächsten Heft dieser Zeitschrift auf ganz anderem Gebiet – aber gerade auch in der Auseinandersetzung mit K. Heger – eine Antwort zu geben versuchen.